

Kontinuität und Diskontinuität in der Berliner Germanistik¹

Wolfgang Höppner

In den ersten Wochen und Monaten nach dem 30. Januar 1933 hat es auch unter den Germanisten an den deutschen Universitäten nicht an emphatischen Zustimmungserklärungen zu Adolf Hitler und der NSDAP gemangelt. So bezeichnete z. B. Gerhard Fricke in seiner Rede zur Bücherverbrennung in Göttingen die sog. nationalsozialistische Revolution als eine „kopernikanische Wende“ in der Geschichte Deutschlands.² Sein Amtskollege in Leipzig Hermann August Korff hat sich nicht gescheut, die „Machtergreifung“ Adolf Hitlers mit dem Eindruck Goethes vom Siegeszug der Französischen Revolution zu vergleichen und mit dem berühmten Goethe-Zitat zu kommentieren: „[E]ine neue Epoche der deutschen Geschichte ist angebrochen – und uns ist die Gnade zuteil geworden, dabei zu sein.“³ Und auch für die Mehrheit der Professoren des Germanischen Seminars der Berliner Universität schien mit dem Jahr 1933 die Welt wieder in geordnete Bahnen zu kommen. Arthur Hübner, seit 1927 Nachfolger von Gustav Roethe im Fach ältere deutsche Sprache und Literatur, gehörte mit zu den 300 deutschen Universitäts- und Hochschullehrern, die am 4. 3. 1933 zur Wahl der NSDAP aufriefen, weil auch er von der Reichsregierung unter Adolf Hitler eine „Gesundung unseres gesamten öffentlichen Lebens und damit die Rettung und den Wiederaufstieg Deutschlands“ sowie den entschiedenen Kampf gegen die „marxistisch-bolschewistischen Einflüsse auf den Geist unseres Volkes“⁴ erwartete. Der Ordinarius für neuere deutsche Literaturgeschichte Julius Petersen, der vom Februar bis August 1933 zu Gastvorlesungen in den USA weilte, hat die Ereignisse des politischen Umbruchs in Deutschland nur aus der Ferne beobachten können, dies jedoch mit sichtlicher Sympathie, wovon seine in der „Deut-

¹ Der vorliegende Beitrag entstand unter Einbeziehung von Forschungsergebnissen aus zwei von mir publizierten Aufsätzen: „Franz Koch und die deutsche Literaturwissenschaft der Nachkriegszeit. Zum Problem von Kontinuität und Diskontinuität in der Wissenschaftsgeschichte der Germanistik“, in: *Atta Troll tanzt noch. Selbstbesichtigungen der literaturwissenschaftlichen Germanistik im 20. Jahrhundert*, hg. von Petra Boden u. Holger Dainat unter Mitarbeit von Ursula Menzel, Berlin 1997, 175-192 sowie „Das Berliner Germanische Seminar in den Jahren 1933 bis 1945. Kontinuität und Diskontinuität in der Geschichte einer wissenschaftlichen Institution“, in: *Literaturwissenschaft und Nationalsozialismus*, hg. von Holger Dainat u. Lutz Danneberg, Tübingen 2003, 87-106.

² Vgl. „Rede des Privatdozenten Dr. Fricke anlässlich der Kundgebung der Studentenschaft ‚Wider den undeutschen Geist‘ (gehalten am 10. Mai 1933)“, in: *Göttinger Hochschulzeitung Nr. 2, 18./19. 3. 1933, 2f.* [Vgl. dazu: Wilhelm Voßkamp, „Kontinuität und Diskontinuität. Zur deutschen Literaturwissenschaft im Dritten Reich“, in: *Wissenschaft im Dritten Reich*, hg. von Peter Lundgreen, Frankfurt/M. 1985, (im Weiteren: *Wissenschaft im Dritten Reich*), 140-162.]

³ Hermann August Korff, „Die Forderung des Tages“, in: *Zeitschrift für Deutschkunde 47 (1933)*, 341.

⁴ „Die deutsche Geisteswelt für Liste 1. Erklärung von 300 deutschen Universitäts- und Hochschullehrern“, in: *Völkischer Beobachter. Berliner Ausgabe 46, 63. Ausg. vom 4. 3. 1933, 7.* Mitunterzeichner aus dem Kreis der Germanisten waren Hans Naumann (Bonn) und Edward Schröder (Göttingen).

schen Allgemeinen Zeitung“ abgedruckten Reiseberichte zeugen.⁵ Nach seiner Rückkehr nach Deutschland veröffentlichte er den Aufsatz „Die Sehnsucht nach dem Dritten Reich in deutscher Sage und Dichtung“, der im ersten Heft 1934 der inzwischen in „Dichtung und Volkstum“ umbenannten Zeitschrift „Euphorion“ erschien. In dieser umfangreichen stoff- und motivgeschichtlichen Untersuchung zum Bild des goldenen Zeitalters in der deutschen Geistes- und Literaturgeschichte kommt der Verfasser zu dem Schluss: „Der Führer ist gekommen, und seine Worte sagen, daß das Dritte Reich erst ein werdendes ist, kein Traum der Sehnsucht mehr, aber auch noch keine vollendete Tat, sondern eine Aufgabe, die dem sich erneuernden Menschen gestellt ist.“⁶

Das Selbstbild der zitierten Germanisten ist also von dem Eindruck eines epochalen Wandels im Jahre 1933 geprägt, und dieses Phänomen soll im Weiteren der Ausgangspunkt meiner Darlegungen zur Geschichte der Berliner Germanistik im „Dritten Reich“ sein. Die dabei leitende Fragestellung ist folgende: Welche Auswirkungen hatte der politische Umbruch im Jahre 1933 auf das Wissenschaftssystem im Kontext der Beziehung von Kontinuität und Diskontinuität? Oder anders formuliert: Entsprach der tiefgreifenden Veränderung auf der Ebene der politischen Geschichte auch eine solche im Wissenschaftsbereich? Und wenn von Wissenschaftssystem die Rede ist, dann konzentriere ich mich (in Anlehnung an die Forschungsarbeiten von Jürgen Fohrmann und Wilhelm Voßkamp⁷) auf zwei Ebenen: Erstens auf das *Sozialsystem* (im Sinne der Interaktion von Personen im Wissenschaftsbereich und der institutionellen Bedingungen, unter denen sie wirken) und zweitens auf das *Textsystem* (im Sinne der Hervorbringung und Entwicklung wissenschaftlicher Theorien, Konzepte und Methoden). Dieser Versuch einer Mehrfachperspektivierung von Wissenschaftsgeschichte hat sich in der wissenschaftshistorischen Forschung auch im Bezug auf den Gegenstand „Germanistik im ‚Dritten Reich‘“, bewährt und zu einer weitaus differenzierteren Sicht auf die Probleme geführt, als dies rein ideologiekritische Verfahren zu leisten vermochten.⁸ Er hat auch den Blick dafür geschärft, dass ein umfassenderes Verständnis dieser einzigartigen Epoche in der Geschichte unseres Faches nicht nur durch den Nachweis der ideologischen Verstrickung einzelner Fachvertreter in die NS-Diktatur erzielt werden kann, sondern von komplexeren Annahmen im Sinne des o. g. Systemszusammenhangs ausgehen sollte.

Die ins Zentrum gerückte Fragestellung besitzt mit Blick auf das Jahr 1945 ebenso Gültigkeit. Im strukturellen Vergleich mit dem historischen Datum von 1933 haben wir es mit einer analogen Konstellation zu tun: Das Ende des „Dritten Reiches“ markiert gleichermaßen einen tiefgreifenden Umbruch in der politischen Geschichte, denn nach dem Willen der historischen Akteure sollte er einen ebenso tiefgreifenden

⁵ Vgl. „Let’s go Chicago! Amerikanische Reiseeindrücke von Prof. Dr. Julius Petersen“, in: *Deutsche Allgemeine Zeitung* 72 (1933), Nr. 257 vom 22. 6., 2.

⁶ Julius Petersen, „Die Sehnsucht nach dem Dritten Reich in deutscher Sage und Dichtung“, in: *Dichtung und Volkstum* 35 (1934), 182.

⁷ Vgl. Wilhelm Voßkamp, „Für eine systematische Erforschung der Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft“, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 61 (1987), Sonderheft: *Von der gelehrten zur disziplinären Gemeinschaft*, hg. von Jürgen Fohrmann u. Wilhelm Voßkamp, 1*-6*.

⁸ Vgl. Wolfgang Höppner, „Mehrfachperspektivierung versus Ideologiekritik. Ein Diskussionsbeitrag zur Methodik der Wissenschaftsgeschichtsschreibung“, in: *Zeitschrift für Germanistik N. F.* 5 (1995), 624-633.

Wissenschaftswandel mit sich bringen. Somit ergibt sich auch hier die Frage, inwieweit im Wissenschaftsprozess dieses Moment von Diskontinuität tatsächlich zu beobachten ist oder ob nicht eher Kontinuität vorherrschte bzw. beides.

Dieser Ausgangslage folgend, soll in den folgenden Darlegungen zum Problem des Wissenschaftswandels am Beispiel der Berliner Germanistik in einem ersten Teil der Übergang in die Zeit der NS-Diktatur und in einem zweiten Teil die Zeit unmittelbar nach 1945 in den Blick genommen werden. Innerhalb der beiden Schwerpunkte werden jeweils relevante Prozesse auf der Ebene des Sozialsystems und des Textsystems unterschieden, auch wenn die Trennlinie zwischen beiden Systembereichen nicht immer eindeutig zu ziehen ist.

Institutioneller Wandel nach 1933

Es gibt zahlreiche Belege dafür, dass die Nationalsozialisten bestrebt waren, die bürgerliche Ordinariuniversität möglichst rasch mit dem Mittel der politischen „Gleichschaltung“ umzugestalten.⁹ Nicht zufällig standen am Beginn dieses Prozesses personalpolitische Maßnahmen mit dem Ziel, den Lehrkörper der Universitäten auf Anhänger des Nationalsozialismus zu verengen, und zwar im Stile einer Doppelstrategie: Zum einen durch die Ausschaltung rassistisch, politisch oder wissenschaftlich unerwünschter Wissenschaftler, zum anderen durch die Berufung bzw. Einstellung von Professoren, Dozenten und Assistenten nach Kriterien der politischen Zuverlässigkeit sowie der „arischen“ Abstammung. Dies bedeutete einschneidende Veränderungen im institutionellen Gefüge der Universität, die auch die Berliner Germanisten toleriert oder stillschweigend zur Kenntnis genommen haben: die Boykottmaßnahmen des NS-Studentenbundes gegen jüdische und politisch missliebige Hochschullehrer im März 1933, das „Gesetz gegen die Überfüllung deutscher Schulen und Hochschulen“ vom 25. April, das Szenario der Bücherverbrennung am 10. Mai und die Zwangsexmatrikulationen kommunistisch und pazifistisch gesinnter Studenten auf der Grundlage des Erlasses des Reichserziehungsministers vom 29. Juni desselben Jahres.¹⁰ Auch die Folgen des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom 7. 4. und seiner Präzisierung vom 20. 7. 1933 sind billigend in Kauf genommen worden. Betroffen von diesem Gesetz waren in der Anfangsphase im Reichsdurchschnitt ca. 15 % des wissenschaftlichen Personals, in Berlin sogar 20% und hier allein 32 % der Hochschullehrer.¹¹ Am Germanischen Seminar

⁹ Vgl. Michael Grüttner, „Machtergreifung als Generationskonflikt. Die Krise der Hochschulen und der Aufstieg des Nationalsozialismus“, in: *Wissenschaften und Wissenschaftspolitik. Bestandsaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts*, hg. von Rüdiger vom Bruch u. Brigitte Kaderas, Stuttgart 2002, 346-352.

¹⁰ Vgl. hierzu: Peter Lundgreen, „Hochschulpolitik und Wissenschaft im Dritten Reich“, in: *Wissenschaft im Dritten Reich*, 9-30. Vgl. auch: Konrad H. Jarausch, *Deutsche Studenten. 1800 - 1970*, Frankfurt/M. 1984, 165-187; *Verfolgte Berliner Wissenschaft. Ein Gedenkwerk*, zusammengestellt von Rudolf Schottlaender, Berlin 1988, 27-38; Michael Grüttner, *Studenten im Dritten Reich*, Paderborn u. a. 1995, 62-100, 206-227.

¹¹ Vgl. Peter Lundgreen, „Hochschulpolitik und Wissenschaft im Dritten Reich“, in: *Wissenschaft im Dritten Reich*, 12. Vgl. auch: Karl Dietrich Bracher, „Die Gleichschaltung der deutschen Universität“, in: *Nationalsozialismus und die deutsche Universität. Universitätstage 1966*, Berlin (West) 1966, 135;

sind zwangsweise aufgrund ihrer jüdischen Herkunft entlassen worden: Werner Richter, seit August 1932 Ordinarius für deutsche Philologie, und Richard Samuel, Schüler Petersens und seit 1930 Assistent. Beide sind ins Exil gegangen. Carl David Marcus, Lehrbeauftragter für neuere nordische Literaturgeschichte seit 1919, kam seiner Entlassung zuvor, indem er im Sommer des Jahres zurück in seine Heimat nach Schweden ging. Max Herrmann, der 1923 das Theaterwissenschaftliche Institut mitbegründet hatte und dem 1930 ein persönliches Ordinariat für deutsche Philologie verliehen wurde, hat als einziger unter den Berliner Germanisten in einem Brief an den Reichserziehungsminister Bernhard Rust gegen den Aushang der Thesen „Wider den undeutschen Geist“ an der hauptstädtischen Universität protestiert und um seine Beurlaubung für die Zeit dieses Aushanges ersucht.¹² Dieses Gesuch wurde abgelehnt, und obgleich Herrmanns ordentliche Emeritierung im Sommer 1933 vollzogen werden sollte, ist er auf der Grundlage des „Berufsbeamtengesetzes“ im September 1933 in den Ruhestand versetzt worden, was für ihn auch bedeutete, dass er ab dem 1. 1. 1934 nicht die Bezüge eines Emeritus, sondern ein weit darunter liegendes Ruhegehalt bezahlt bekam.¹³ Diesen Vorgang hat Julius Petersen 1938 in einem Bericht an den Universitätskurator unter anderem so kommentiert: „Max Herrmann unterschied sich darin [im pädagogischen Geschick - W. H.] von den beiden anderen jüdischen Kollegen Ludwig Geiger und Richard M. Meyer, die uns durch ihre Oberflächlichkeit abstiessen, dass in seiner strengen Sachlichkeit und philologischen Gründlichkeit der jüdische Geist wenig in Erscheinung trat.“¹⁴ 1942 ist Max Herrmann im KZ Theresienstadt ums Leben gekommen.

Die energischen Versuche der Nationalsozialisten, die Universitäten und Wissenschaften politisch zu instrumentalisieren, sind zumindest in den Anfangsjahren nach der „Machtübernahme“ auch von der Mehrheit der Berliner Germanisten hingenommen worden; nicht wenige von ihnen zeigten sich zudem bereit, nichtakademische Ämter in verschiedenen Organisationen oder Institutionen der NSDAP auszuüben. Das betrifft insbesondere Franz Koch¹⁵, der zum 1. 5. 1937 Mitglied der NSDAP wurde. Von Ende 1936 bis vermutlich 1943 fungierte er als Hauptlektor im „Amt (später Hauptamt) Schrifttumspflege“ der „Dienststelle des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP“ (dem sog. „Amt Rosenberg“) und war verantwortlich für das neu eingerichtete Fachgebiet „Neuere Literatur- und Geistesgeschichte“. Eine wichtige Aufgabe des Amtes war die Überwachung und Begutachtung von literarischen, wissenschaftlichen und publizisti-

Wissenschaft in Berlin. Von den Anfängen bis zum Neubeginn nach 1945, hg. von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Hubert Laitko, Berlin 1987, 519 sowie Thomas Ellwein, *Die deutsche Universität. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, 2. Aufl., Frankfurt/M. 1992, 234.

¹² Vgl. Werner Herden, „Zwischen Bücherverbrennung und Kriegseinsatz“, in: *100 Jahre Germanisches Seminar in Berlin. Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin 36 (1987) (im Weiteren: 100 Jahre Germanisches Seminar)*, 835f.

¹³ Vgl. hierzu: Personalakte Max Herrmann, in: Universitätsarchiv der Humboldt-Universität zu Berlin [im Weiteren: UA der HU], U. K., H 258, Bl. 13, 14, 16 u. 17.

¹⁴ Brief von Julius Petersen an den Universitätskurator vom 31. 8. 1938, in: Ebd., Bl. 33.

¹⁵ Zum Wirken Franz Kochs in Berlin vgl. Wolfgang Höppner, „Der Berliner Germanist Franz Koch als ‚Literaturmittler‘, Hochschullehrer und Erzieher“, in: Gesine Bey (Hg.), *Berliner Universität und deutsche Literaturgeschichte. Studien im Dreiländereck von Wissenschaft, Literatur und Publizistik*, Frankfurt/M. u. a. 1998, 105-128.

schen Neuerscheinungen. Die Ergebnisse der Begutachtung (zu empfehlen oder abzulehnen) wurden in der Monatsschrift „Bücherkunde“ veröffentlicht und sollten Empfehlungen für Buchhandel, Bibliothekare oder für andere, mit der Verbreitung von Literatur Beteiligte (wie z. B. Schulungsleiter der NSDAP, Vortragsveranstalter usw.) sein.¹⁶ Außerdem beteiligte sich Koch aktiv in der sog. „Forschungsabteilung Judenfrage“ beim „Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands“. Mehrmals nahm er an ihren Tagungen teil und trat mit Vorträgen auf, die unzweideutig von seiner antisemitischen Grundhaltung zeugen. So sprach er 1936 zu dem Thema „Jakob Wassermanns Weg als Jude und Deutscher“ und 1937 zu „Goethe und die Juden“. Außer in akademischen Publikationsorganen hat er fernerhin zahlreiche seiner Studien und Aufsätze in NSDAP-nahen Organen veröffentlicht: „NS-Monatshefte“, „Völkischer Beobachter“, „Bücherkunde“ oder „Die bunten Hefte für unsere Soldaten“.

Nicht minder involviert in das politische System waren auch andere Berliner Germanisten, wenngleich nicht mit der Intensität wie Franz Koch. Arthur Hübner hatte ebenfalls bis zu seinem Tode 1937 das Amt eines Hauptlektors bei Alfred Rosenberg inne, und zwar für das Fachgebiet „Mittelalterliche Literatur- und Geistesgeschichte“.¹⁷ Hans Pyritz war seit 1934 Lektor im selben Schrifttumsamt, von 1933 bis 1936 diente er in der SA und wurde 1941 Anwärter der NSDAP.¹⁸ Julius Schwietering war aktiv im NSLB als Vorsitzender der Ortsgruppe Frankfurt/M. der „Gesellschaft für deutsche Bildung“. Auch gehörte er zu den fördernden Mitgliedern der SS.¹⁹

Die Motivation für dieses Engagement mag aus dem Bestreben nach Übereinkunft mit den neuen politischen Machtverhältnissen resultiert haben, auch wird sie in den zum Teil ausgeprägten Zügen von Karrieredenken und beruflichen Profilierungsbestrebungen zu suchen sein, zumal in den Berufungsverhandlungen die politische Haltung der jeweiligen Kandidaten zum Nationalsozialismus in dem Pflichtvotum des NS-Dozentenbundes, aber auch anfänglich in den Stellungnahmen der Fakultät eine Rolle spielte. All dies ist ein Ausweis dafür, dass (im Sinne von Diskontinuität) ein tatsächlicher Wandel auf der Ebene des Sozialsystems von Wissenschaft vollzogen wurde. Gleichwohl muss festgehalten werden, dass es auch in der Germanistik partiell möglich war, eine totale „Gleichschaltung“ zu vermeiden, bestimmte Züge der Hochschulautonomie zumindest auf der Ebene der Philosophischen Fakultät und des Seminars zu wahren. Ein signifikantes Beispiel dafür sind nicht untypische Vorgänge in Berufungsverhandlungen zwischen dem Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung (REM) und der Philosophischen Fakultät, wovon im Folgenden kurz die Rede sein soll.

Nachdem Max Herrmann zwangspensioniert worden war, berief man auf das dadurch frei gewordene Extraordinariat Gerhard Fricke mit dem Lehrauftrag für deutsche Literaturgeschichte rückwirkend zum 1. 4. 1934. Fricke folgte jedoch schon zum

¹⁶ Vgl. Jan-Pieter Barbian, *Literaturpolitik im „Dritten Reich“. Institutionen, Kompetenzen, Betätigungsfelder*, München 1995, 270-297.

¹⁷ Vgl. Liste der Hauptlektoren des Amtes Schrifttumspflege vom 1. 3. 1940, in: Bundesarchiv (im Weiteren: BArch), R 39/139, n. p.

¹⁸ Vgl. Personalakte Hans Pyritz, in: UA der HU, U. K., P 201, Bl. 1 v, 49 u. 65 v.

¹⁹ Vgl. Personalakte Julius Schwietering, in: UA der HU, U. K., Sch 385, n. p.

8. 11. 1934 einem Ruf als Ordinarius nach Kiel, sodass dessen Berliner Stelle wieder neu verhandelt werden musste. Deshalb beeilte sich Bernhard Rust, die Fakultät bereits am 24. 10. 1934 davon in Kenntnis zu setzen, dass er beabsichtige, Heinrich Kraeger auf das vakante Extraordinariat zu berufen.²⁰ Kraeger war im Jahre 1900 Lektor des Deutschen für Ausländer an der Universität Berlin, dann von 1902-1921 Professor für Literaturgeschichte an der Kunstakademie Düsseldorf und danach akademischer Lehrer an der TH Charlottenburg. Aus Akten der NSDAP geht hervor, dass Kraeger Adolf Hitler seit 1921 bekannt gewesen sei und dass Kraeger bereits 1922 Parteigenosse geworden war. Schließlich mag auch die betont deutsch-nationale und antisemitische Haltung Kraegers den REM bewogen haben, ihn als Nachfolger Frickes zu benennen.

Die Philosophische Fakultät in Berlin reagierte auf diese Ankündigung durchweg ablehnend, wohl auch sichtlich irritiert darüber, dass der Minister über ihren Kopf hinweg Berufungsfragen regeln wollte. Sie attestierte Kraeger Unwissenschaftlichkeit und Misserfolge in der akademischen Lehre. Außerdem brachte sie in Anschlag, dass Kraeger 64 Jahre alt war, seine Berufung folglich mit seiner Emeritierung zusammenfallen würde, was das REM offenbar übersehen hatte. Als Gegenvorschlag offerierte die Fakultät als Ergebnis mehrerer Beratungen am 10. 1. 1935 den Dreivorschlag 1. Franz Koch (Wien), 2. Paul Böckmann (Hamburg) und 3. Benno von Wiese (Erlangen).

Der Vorschlag, Franz Koch auf die erste Stelle zu setzen, stammt von Julius Petersen, wie aus dem Briefwechsel mit Koch hervorgeht.²¹ Was Petersen dazu bewogen haben mag, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Zunächst steht einmal fest, dass Koch in Wissenschaftlerkreisen kein Unbekannter war. Er hatte in Wien studiert, dort 1912 promoviert und 1925 bei Walther Brecht habilitiert. Angestellt war er aber seit 1914 an der Wiener Nationalbibliothek als Bibliothekar. Wissenschaftlich tätig war Koch sozusagen nebenberuflich und dies nicht gerade erfolglos. Davon zeugen seine Buchpublikationen über Goethe („Goethe und Plotin“ von 1925 oder „Goethes Stellung zu Tod und Unsterblichkeit“ von 1932), die stark vom Einfluss der Geistesgeschichte geprägt sind, sowie die Tatsache, dass Koch in Berufungsverhandlungen vor 1935 mehrfach im Gespräch war. Nicht weniger bekannt gewesen waren Kochs Neigung zu einer rassenbiologisch fundierten geistesgeschichtlichen Literaturbetrachtung, sein Eintreten für die deutsch-völkischen Schriftsteller in Österreich und seine Verehrung für Erwin Guido Kolbenheyer sowie seine Sympathien für die „nationalsozialistische Bewegung“. Insbesondere Letzteres muss den REM überzeugt haben, da von ihm eingeforderte interne Gutachten (insbesondere von Otto Höfler) eindeutig belegen konnten, dass Koch (anders als Kraeger) zu den hoffnungsvollen Nazi-Germanisten der mittleren Generation zu zählen war.²² Und das schließlich lag im Interesse des REM und vermutlich auch Julius Petersens, der möglicherweise da-

²⁰ Zu diesem Vorgang vgl. UA der HU, Philosophische Fakultät, 1480: Professoren, Bl. 58, Bl. 75-83.

²¹ Vgl. Brief von Julius Petersen an Franz Koch vom 30. 12. 1937, in: Deutsches Literaturarchiv Marbach a. N. (im Weiteren: DLA), A: Petersen 66.917.

²² Vgl. Sebastian Meissl, „Wiener Ostmark-Germanistik“, in: *Willfähige Wissenschaft. Die Universität Wien 1938-1945*, hg. von Gernot Heiß u. a., Wien 1989, 145 sowie Wolfgang Höppner, „Franz Koch, Erwin Guido Kolbenheyer und das Organische Weltbild in der Dichtung“, in: *Zeitschrift für Germanistik N. F. 9 (1999)*, 318-328.

von ausging, in der Entscheidung zwischen Kraeger und Koch das kleinere Übel gewählt zu haben. Dass er sich gründlich geirrt hatte, wird an späterer Stelle noch deutlich. Vorerst jedenfalls - und dies ist für die Beurteilung der Lage am Germanischen Seminar nicht unwichtig - konnten die offensichtlichen Eingriffe des Ministeriums in die ureigenen akademischen Angelegenheiten der Universität zurückgewiesen werden. Und dies war kein Einzelfall, was andere Berufungsvorgänge belegen, in denen die wissenschaftlichen Argumente der Fakultät in der Regel die Oberhand behielten. Das betraf die Berufung von Wolfgang Kayser als Dozent nach Leipzig, Julius Schwietering als Nachfolger von Arthur Hübner und Hans Pyritz als Nachfolger von Julius Petersen in Berlin. Hinzu kommt, dass in diesen Fällen die politischen Einschätzungen über die Kandidaten seitens verschiedener Dienststellen im NS-Apparat zum Teil gegensätzlich waren, was unter den Bedingungen eines polykratischen Herrschaftssystems nicht untypisch war. Die einzige Berufung gegen den Willen der Fakultät, aber auch gegen den NS-Dozentenbund erfolgte im Falle des Theaterwissenschaftlers Hans Knudsen, der dank der Fürsprache des Reichsdramaturgen Rainer Schlösser aus dem Reichsministerium von Josef Goebbels 1944 an das Berliner Seminar kam.

Auch interne Machtkämpfe vor allem zwischen Franz Koch und Julius Petersen am Germanischen Seminar selbst bezeugen, dass die politisch-institutionelle „Gleichschaltung“ durchaus nicht so funktioniert hat, wie von ihren Aktivisten erhofft. Erstmals offen ausgebrochen sind sie auf dem sog. „Kameradschaftstreffen“ anlässlich der 50-Jahr-Feier des Germanischen Seminars am 18. 12. 1937, als Koch Petersen vorwarf, dass in der Festschrift zum Seminarjubiläum²³ die neuen wissenschaftlichen Wege, die Koch im Rahmen seiner völkischen und rassenbiologischen Konzeption gegangen ist, nicht gewürdigt worden sind. Zu diesen neuen Wegen gehörte ebenso sein Bemühen um die Gegenwartsliteratur und insbesondere um die sog. auslands- und grenzlanddeutsche Dichtung. Die Schlussfolgerung, die Koch daraus zog, hat er in einem Brief an Petersen am 1. 1. 1938, der zugleich die Situation am Germanischen Seminar charakterisiert, folgendermaßen formuliert: „Ich habe in meiner anfänglich bitteren Enttäuschung erfahren, daß man sich hier in intellektuellen Kreisen als Nationalsozialist noch durchaus in Kampfposition befindet. Das bedeutet für mich, daß ich gegen jeden Versuch, nationalsozialistische Wissenschaftler als Wissenschaftler sozusagen auszugliedern, Front mache.“²⁴ Anderthalb Jahre später fand Koch heraus, dass dank des Einflusses von Petersen die jüdischen Mitarbeiter Robert F. Arnold, Eduard Berend, Hermann Michel und Heinrich Spiero trotz der Bestimmungen des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ an den Akademie-Projekten zur Fortführung von Karl Goedekes „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung“ sowie der „Jean-Paul-Werkausgabe“ tätig waren, was Koch zum Anlass nahm, auf erpresserische Weise die Leitung beider Projekte an sich zu ziehen.²⁵

Dass der Prozess der „Gleichschaltung“ nicht linear verlief und zuweilen nur schwer durchzusetzen war, hängt m. E. auch mit institutionellen Bedingungen des

²³ Gemeint ist: *Das Germanische Seminar der Universität Berlin. Festschrift zu seinem 50jährigen Bestehen*, Leipzig u. Berlin 1937.

²⁴ Brief von Franz Koch an Julius Petersen vom 1. 1. 1938, in: DLA, A: Petersen, 66.1034/1.

²⁵ Vgl. Brief von Franz Koch an Julius Petersen vom 19. 6. 1939, in: DLA, A: Petersen, 66.1034/4.

Lehr- und Forschungsbetriebs zusammen. Im Prinzip behielt das Germanische Seminar in Berlin seine strukturelle Gestalt, wie sie seit dem 19. Jahrhundert bestand. Das betrifft die traditionellen drei Abteilungen (ältere deutsche Sprache und Literatur, neuere deutsche Literatur, nordische) mit den jeweiligen Ordinarien an der Spitze, die in der akademischen Hierarchie die uneingeschränkte wissenschaftliche Autorität behaupten konnten und aus deren Mitte der jeweilige geschäftsführende Direktor bestimmt wurde. Auch hinsichtlich des Kanons im Lehrangebot hat es über das Jahr 1933 hinweg keine grundlegenden Veränderungen gegeben. Die Vorlesungsverzeichnisse weisen im Prinzip dieselben Themen und Gegenstände aus wie vordem, wengleich sie über die konkreten Inhalte natürlich nichts aussagen. In den Seminaren und Übungen zur neueren deutschen Literatur z. B. gehörten zu den bevorzugten Schriftstellern Hans Sachs, Grimmshausen, Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Hölderlin, Kleist, Keller, Fontane, Rilke und Kolbenheyer. (Letzterer vor allem bei Franz Koch.) Hinsichtlich der traditionellen Literaturepochen dominierten genauso wie vor 1933 Barock, Klassik und Romantik.²⁶ Als einzige Neuheit erwies sich die Einrichtung von „Völkischen Arbeitsgemeinschaften“ ab dem Wintersemester 1933/34 außerhalb des regulären Lehrbetriebs. In Verantwortung der Fachschaft der Studenten und unter Leitung von Assistenten wurden die Studierenden an den jeweiligen germanistischen Gegenständen weltanschaulich im Sinne der NS-Ideologie gebildet.²⁷

Überblickt man die Gutachten zu den Promotions- und Habilitationsschriften, so ist weiterhin auffällig, dass sie sich (mit Ausnahme bei Franz Koch) überwiegend im Normbereich des wissenschaftlichen Diskurses bewegten und weitgehend ohne das politisch-ideologische Vokabular des NS ausgekommen sind. Ferner ist zu beobachten, dass in den benannten Berufungsverhandlungen schon ab Mitte der 30er Jahre Einschätzungen zur politischen Haltung der jeweiligen Kandidaten zum Nationalsozialismus in den Stellungnahmen der Fakultät nur noch gelegentlich auftreten. Sie bleiben von da ab eindeutig dem NS-Dozentenbund vorbehalten, der überdies immer häufiger mit den Voten der Fakultät in Konflikt geriet. Und nicht unerheblich ist schließlich, dass die intelligenzfeindliche Haltung von einigen der politischen Führer des NS sowie deren Attacken gegen den traditionellen bürgerlichen Bildungsbegriff²⁸ nicht wenig dazu beitrugen, die Grenzen zwischen Wissenschaft und Politik in institutioneller Hinsicht eher zu verfestigen als durchlässiger zu machen. Als z. B. Julius Streicher 1938 in der Aula der Berliner Universität eine Rede hielt und darin die provokative Frage einflocht: „Wenn man (...) die Gehirne sämtlicher Universitätsprofessoren in die eine Wagschale legte und das Gehirn des Führers in die andere,

²⁶ Vgl. Vorlesungsverzeichnisse der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin vom Wintersemester 1932/33 bis Wintersemester 1944/45.

²⁷ Vgl. Werner Knoch, „Arbeitsgemeinschaften und Fachschaft“, in: *Das Germanische Seminar der Universität Berlin. Festschrift zu seinem 50jährigen Bestehen*, Leipzig u. Berlin 1937, 50-54.

²⁸ In seiner Antrittsvorlesung am 10. 5. 1933 hatte z. B. Alfred Baeumler, der Berliner Ordinarius für politische Pädagogik, kurz und bündig formuliert: „Der Student steht heute (...) dem SA-Mann näher als irgendeinem Vertreter der akademischen Berufe (...), was Nationalsozialismus geistig bedeutet: die Ersetzung des Gebildeten durch den Typus des Soldaten.“ Alfred Baeumler, *Männerbund und Wissenschaft*, Berlin 1937, 139.

welche Wagschale, glauben Sie, wird sich senken?“²⁹, war das sogar Franz Koch zuviel. Gemeinsam mit dem Wehrwissenschaftler Oskar Ritter von Niedermayer verfasste er 1939 ein Zirkular unter dem Titel „Schweigen wäre Verrat“, in dem er unter anderem gegen die Verunglimpfung der Professoren und die Herabwürdigung der Intelligenz Widerspruch erhob.

Diese Symptome zeugen jedoch weder von Opposition, geschweige denn von Widerstand. Vielleicht ist der Begriff der Desillusionierung besser geeignet, dieses Phänomen des Beharrens auf Kontinuität in Fragen wissenschaftlicher Reputation zu charakterisieren. Gleichwohl bleibt festzuhalten, dass über alle aufgezeigten Differenzen zwischen Aktivisten und Mitläufern des NS hinweg die dominante Grundhaltung der Berliner Germanisten, die im Amt verblieben, Opportunismus war. Diese Haltung machte es letztlich möglich, nicht nur alle Berliner Ordinarien, sondern auch die gesamte Prominenz an Germanistikprofessoren in Deutschland an einem Projekt zu beteiligen, dass mit zu den unrühmlichsten Kapiteln der Fachgeschichte zählt. Gemeint ist die „Kriegseinsatztagung deutscher Hochschulgermanisten“ vom 5. bis 7. 7. 1940 im Weimarer Goethe-Museum. Die Initiatoren dieser denkwürdigen Veranstaltung waren Franz Koch und Gerhard Fricke, die im Auftrag des REM und in Verbindung mit dem Rektor der Universität Kiel, Paul Ritterbusch, dieses Treffen organisiert haben.³⁰ Die von ihnen als Ergebnis dessen beabsichtigte Sammelpublikation unter dem programmatischen Titel „Von deutscher Art in Sprache und Dichtung“³¹ wollten sie als „germanistischen Kriegsbeitrag“ im Sinne der erhofften geistig-kulturellen Neuordnung Europas verstanden wissen, bei der der Germanistik eine „Schlüsselstellung“ zukommen sollte. Dies wird unmissverständlich in der Einleitung zum ersten Band deutlich, wo es unter anderem heißt: „Vor Deutschland erhebt sich die ungeheure Aufgabe, diesem neuen Europa auch eine neue geistige Ordnung zu geben, geistig zu durchdringen, was das Schwert erobert hat.“³² Damit stellt der Sammelband zweifellos einen Höhepunkt im Prozess der politischen Instrumentalisierung des Faches von außen und seiner „Selbstindienstnahme“ durch die Germanisten dar.

Philologie versus Geistesgeschichte

Die auf der Ebene der Institutionsgeschichte der Berliner Germanistik aufgezeigten Symptome von Diskontinuität *und* Kontinuität (einschließlich der zu beobachtenden Ambivalenzen und Widersprüche) resultieren m. E. nicht nur aus der politisch-moralischen Haltung der betreffenden wissenschaftlichen Akteure, sondern ebenso aus unterschiedlichen wissenschaftsprogrammatischen Orientierungen, die auf der Ebene

²⁹ Zitiert nach: Franz Koch u. Oskar Ritter von Niedermayer, „Schweigen wäre Verrat. Berlin, im November 1939.“ [Maschinentypskript, 9 Seiten], in: Adalbert-Stifter-Institut des Landes Oberösterreich. Nachlass Franz Koch (im Weiteren: ASI), 3/8793/90 - E. III/VIII.

³⁰ Vgl. Frank-Rutger Hausmann, *Deutsche Geisteswissenschaft im Zweiten Weltkrieg. Die >Aktion Ritterbusch< (1940-1945)*, 2. verm. Aufl., Dresden u. München 2002.

³¹ Vgl. Gerhard Fricke, Franz Koch u. Klemens Lugowski, *Von deutscher Art in Sprache und Dichtung*, 5 Bde., Stuttgart u. Berlin 1941.

³² Ebd., Bd. 1, V.

des Textsystems von Wissenschaft anzusiedeln wären und am Berliner Germanischen Seminar eine besondere Ausprägung hatten.

Für die Germanistik bzw. germanistische Literaturwissenschaft an den deutschen Universitäten insgesamt gilt zunächst das, was Wilhelm Voßkamp so formuliert hat: „Der Diskontinuität der politischen Entwicklung im Jahr 1933 entspricht keine auf der wissenschaftsgeschichtlichen Ebene; vorherrschend ist die Kontinuität der Entwicklungen in der universitären Germanistik seit den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts. (...) Weder ändern sich die Methoden grundlegend, noch gibt es eine einheitliche Konzeption von Literaturwissenschaft im Dritten Reich – eher findet eine Umakzentuierung und Veränderung der ‚Hierarchien‘ statt im Sinne von Verschiebungen der öffentlichen Wirksamkeit und politischen Bedeutung.“³³ Im Kern heißt das, dass alle wissenschaftsmethodischen Hauptrichtungen der germanistischen Literaturwissenschaft, wie sie in der Zeit zwischen 1933 und 1945 bestanden, bereits Jahrzehnte vor 1933 ausgebildet wurden. Es sind dies mit Blick auf die universitäre Germanistik vornehmlich historisch-philologische, geistesgeschichtliche, formanalytische, existentialistische und völkisch-rassekundliche Methoden der Literaturbetrachtung und Literaturgeschichtsschreibung. Dieses Urteil schließt die nicht unwichtige Beobachtung ein, dass in der Zeit des NS keine originär „nationalsozialistische“ Konzeption (oder Theorie) der Literaturforschung ausgebildet wurde³⁴, was auch aus einem Geheimbericht des Reichssicherheitshauptamtes aus dem Jahre 1939 hervorgeht. Hier heißt es: „Die Gesamtlage auf den Gebieten der Germanistik und Literaturwissenschaft ist in den letzten Monaten dadurch gekennzeichnet, dass kaum bedeutende wissenschaftliche Ereignisse oder Veröffentlichungen zu verzeichnen sind. Die Zeit der Programme und der Konjunktur ist vorüber, aber die versprochenen Leistungen und grundsätzlichen Neuerungen sind bisher zum grossen Teil ausgeblieben. Es gibt vielerlei zersplitterte Einzelansätze, aber nirgends schon eine geschlossene Gruppe von nationalsozialistischen Wissenschaftlern, die lebenswichtige Forschungsaufgaben auf diesen Fachgebieten in Angriff nehmen.“ Die vorhandenen Konzepte sind allenfalls (auch in Hinsicht auf ihre Begriffe) nationalsozialistischen Ideologemen angepasst worden oder haben sich im hohen Maße als politisch anschließbar erwiesen, wie wir das vor allem bei allen Spielarten der völkisch-rassekundlichen Methode finden können. Letztere – und das ist ebenso interessant – blieb im Fachdiskurs der Germanisten im Prinzip randständig. Am Berliner Seminar dominierte die historisch-philologische Methode der Literaturbetrachtung, wie sie seit den Anfängen der Disziplinentwicklung im frühen 19. Jahrhundert von den Brüdern Grimm und vor allem Karl Lachmann inauguriert und danach von Wilhelm Scherer und Erich Schmidt fortentwickelt worden war, was sich ja auch in dem Begriff der sog. „Berliner philologischen Schule“ ausdrückt. Mit der Berufung von Franz Koch 1935 kam erstmals ein Anhänger der geistesgeschichtlichen *und* rasekundlichen Literaturbetrachtung nach Berlin, was nahezu folgerichtig die bereits benannten Konflikte am Seminar beeinflusst hat. Diese hingen letztlich auch damit

³³ Wilhelm Voßkamp, „Kontinuität und Diskontinuität. Zur deutschen Literaturwissenschaft im Dritten Reich“, in: *Wissenschaft im Dritten Reich*, 152.

³⁴ Vgl. Lutz Danneberg u. Wilhelm Schernus, „Der Streit um den Wissenschaftsbegriff während des Nationalsozialismus - Thesen“, in: *Literaturwissenschaft und Nationalsozialismus*, hg. von Holger Dainat u. Lutz Danneberg, Tübingen 2003, 41-53.

zusammen, dass die Vertreter der Geistesgeschichte den politischen Umbruch 1933 wissenschaftsprogrammatisch anders reflektiert haben als die Philologen. Symptomatisch dafür ist z. B. der 1933 publizierte Aufsatz „Die Aufgabe und die Aufgaben der Deutschwissenschaft“ von Gerhard Fricke, der Julius Petersen in der Zeit seines USA-Aufenthaltes in Berlin vertreten hat. Fricke sieht mit der „Bewegung Adolf Hitlers“ die Zeit endlich gekommen, in der auch die Germanistik den Weg „von der Buch- und Kathederwissenschaft zu einer volkverbundenen und volksdienenden Lebenswissenschaft“³⁵ gehen werde. Damit war ein Kernproblem im damaligen Fachdiskurs thematisiert worden, nämlich die Beziehung von Wissenschaft und Leben, die die Anhänger der Geistesgeschichte schon vor 1933 in der Richtung interpretiert haben, dass auch die Germanistik eine Weltanschauungsfunktion habe und folglich aufgerufen sei, auf der Grundlage ihres Wissenschaftsgegenstandes (der Werke der Dichtung) an der Vermittlung von Sinnbildern, Werten oder ideellen Orientierungen im Zuge des Herausarbeitens des deutschen Geistes oder deutschen Wesens in ihren Gegenständen mitzuwirken. Diese Position, die sich fast logisch als überaus anschlussfähig an politische Ideen und ideologische Orientierungen der Nationalsozialisten erwies, verstand sich selbst auch als Polemik gegen die sog. „voraussetzungslose Forschung“ oder zweckfreie Wissenschaft nur um der Wahrheit willen, wie sie die große Mehrheit der Philologen vertrat. Insbesondere Letzteres macht verständlich, warum auch unter den Berliner Philologen trotz der artikulierten Hoffnung auf einen Reputationsgewinn für das eigene Fach nach 1933 die Neigung, tradierte wissenschaftliche Standards nicht bedenkenlos der Politik zu opfern, nicht sonderlich ausgeprägt war. Die Philologie mit ihren festgefühten methodischen Fundamenten erwies sich demnach im Bewusstsein ihrer Repräsentanten als Hort wissenschaftlicher Seriosität schlechthin. Das hatten sie gleich zu Beginn der NS-Diktatur auch öffentlichkeitswirksam unter Beweis stellen können, als zum Beispiel Arthur Hübner, unterstützt von dem Nordisten Gustav Neckel, 1934 den Streit um die Echtheit der „Ura-Linda-Chronik“ entfachte, um gegen die pseudowissenschaftliche Methode ihres Herausgebers Hermann Wirth, des damaligen SS-Untersturmführers und Leiters der „Lehr- und Forschungsstätte für Schrift- und Sinnbildkunde“ im „Ahnenerbe“, erfolgreich zu polemisieren und die angebliche Chronik als Fälschung zu entlarven³⁶, was aufgrund der politischen Dimension der Kontroverse nicht gerade ungefährlich war. Immerhin hatte der „Reichsführer SS“ Heinrich Himmler noch im August 1936 angeordnet, „dass künftig in allen Fällen, in denen Gedanken und Forschungen Hermann Wirth's von der Gegenseite verwertet würden, dies festzuhalten und anzuprangern sei.“³⁷ Reichlich ein Jahr später sah er sich allerdings dazu veran-

³⁵ Gerhard Fricke, „Über die Aufgabe und die Aufgaben der Deutschwissenschaft“, in: *Zeitschrift für deutsche Bildung* 9 (1933), 496.

³⁶ Vgl. Sönje Storm, „Die öffentliche Aussprache über Herman Wirths ‚Ura-Linda-Chronik‘ in Berlin (1934)“, in: *Bilder des Nordens in der Germanistik 1929-1945. Wissenschaftliche Integrität oder politische Anpassung?*, hg. von Birgitta Almgren, Södertörns Högskola, Huddinge 2002, 79-97.

³⁷ Erinnerungsprotokoll über den Vortrag am 31. 8. 1936 in Tegernsee beim Reichsführer SS vom 1. 9. 1936 von Bruno Galke, Walther Wüst und Wolfram Sievers, in: BArch, NS 21/845, n. p.

lasst, „alle Veröffentlichungen über die Ura-Linda-Chronik-Forschung“³⁸ zu untersagen.

Gleichwohl sind die Berliner Philologen nicht unbefleckt vom „braunen Zeitgeist“ geblieben. In ihren Verlautbarungen außerhalb des akademischen Zirkels mangelte es an politischen Zustimmungserklärungen keineswegs, was z. B. die Reden Julius Petersens als Vorsitzender der Goethe-Gesellschaft bezeugen.³⁹ Zuweilen sind ihre philologischen Untersuchungen auch nicht ohne Reverenzen an die politische Macht ausgekommen. In solchen Fällen finden sie sich dann zumeist im Einleitungs- oder Schlussteil ihrer Publikationen bzw. als ideologische Versatzstücke im Text.⁴⁰ Dies gehörte offenbar ebenfalls zum wissenschaftlichen Standard und kollidierte durchaus nicht mit den Methoden und dem Ethos der Philologen. Und bei Bedarf ließen sich dieses eingestreute Vokabular sowie die Vor- und Nachworte auch wieder tilgen bzw. umformulieren. So hatte Hans Pyritz im Vorwort zur 1. Auflage seiner Habilitationsschrift „Goethe und Marianne von Willemer“ von 1941 noch ausdrücklich Franz Koch, Julius Petersen und Julius Schwietering seinen Dank ausgesprochen.⁴¹ In der 3. Auflage von 1948 ist diese Danksagung schon nicht mehr zu finden.⁴² Es ist auch bekannt, dass Pyritz seine Vorlesungsreihe über die deutsche Romantik aus der Zeit vor 1945 fast wörtlich nach 1945 in Hamburg wieder gelesen hat. Das ehemalige rassistische Vokabular hat er nur austreichen müssen.⁴³ Im Ergebnis solcher Prozeduren konnte dann auch die wissenschaftliche Solidität der „Berliner philologischen Schule“ einschließlich ihrer glanzvollen Tradition ausgestellt und gegen Schuldzuweisungen an das Fach als Ganzes oder an einzelne seiner Vertreter verteidigt werden.

³⁸ Brief von Otto Mausser an Heinrich Harmjanz vom 4. 12. 1937, in: Ebd. (Mausser war 1936 seitens des „Ahnenerbes“ mit der kritischen Prüfung der von Wirth edierten „Ura-Linda-Chronik“ beauftragt worden.)

³⁹ Anlässlich der 50-Jahr-Feier der Goethe-Gesellschaft verstieg sich der in politischen Angelegenheiten ansonsten zurückhaltende Petersen zu der Einschätzung, dass Goethe „den schwarzen Gesellen und den braunen Kameraden, die 120 Jahre später für die innere Befreiung Deutschlands sich zu opfern bereit waren, seinen Gruß nicht versagt“ hätte. Julius Petersen, „Goetheverehrung in fünf Jahrzehnten. Ansprache zur Feier des 50jährigen Bestehens der Goethe-Gesellschaft am 27. August 1935“, in: *Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 21 (1935)*, 23. Vgl. auch: Petra Boden, „Charlotte Jolles über Julius Petersen. Zum wissenschaftlichen Leben am Germanischen Seminar in den 30er Jahren“, in: *Berliner Studenten und deutsche Literatur (1810-1933/45). Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin 36 (1987)*, 632-639.

⁴⁰ So z. B. in dem Aufsatz „Goethe und das deutsche Mittelalter“ von Arthur Hübner, in dem der Verfasser im Eingangsteil seine philologische Untersuchung in den Kontext der Erneuerung des „volklichen Lebens“ (S. 83) in der Gegenwart stellt. (Vgl. *Goethe. Vierteljahrsschrift der Goethe-Gesellschaft. Neue Folge des Jahrbuchs. Erster Band, Weimar 1936*, 83-99.) Julius Petersen widmete sein Buch *Geschichtsdrama und nationaler Mythos. Grenzfragen zur Gegenwartsform des Dramas* (Stuttgart 1940) den Berufskollegen im Krieg „als dankbarer Gruß aus der wissenschaftlichen Heimat“ (Vorwort, o. Seitenangabe).

⁴¹ Vgl. Hans Pyritz, *Goethe und Marianne von Willemer*, Stuttgart 1941, 3.

⁴² Vgl. Hans Pyritz, *Goethe und Marianne von Willemer*, 3. Aufl., Stuttgart 1948, 1-5.

⁴³ Vgl. Ralf Klausnitzer, *Blaue Blume unterm Hakenkreuz. Die Rezeption der deutschen literarischen Romantik im Dritten Reich*, Paderborn u. a. 1999, 313-329. Ähnlich ging Pyritz auch bei einem Vortrag über die Romantik-Forschung 1950 vor. Vgl. hierzu: Christa Hempel-Küter, *Germanistik zwischen 1925 und 1955. Studien zur Welt der Wissenschaft am Beispiel von Hans Pyritz*, Berlin 2000, 241.

Die „entnazifizierte“ Germanistik

Das Jahr 1945 stellte für die Berliner Germanisten eine Zeit des politischen Umbruchs dar, auch wenn sie es nicht wahrhaben wollten. Am 1. März kamen die Mitglieder der Philosophischen Fakultät der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität zu ihrer vorläufig letzten Sitzung zusammen. Angesichts der Tatsache, dass aufgrund der Bombardements auf die Reichshauptstadt auch die meisten Gebäude der Alma mater in Schutt und Asche gelegt wurden, hatten die Fakultätsprofessoren offenbar keine anderen Probleme, als gegenüber der Universitätsleitung darüber Klage zu führen, dass "das Kuratorium sich für die Bereitstellung von Hörsälen nicht in hinreichender Weise eingesetzt" habe und dass "für die Wiederherstellung zerstörter oder halbzerstörter Hörsäle kein Material (Pappen u. dgl.) zur Verfügung gestellt worden"⁴⁴ sei. Die Professorenschaft wollte demnach ungestört vom Alltag des Krieges weiter lehren und forschen. Den Niedergang des Universitätsbetriebs konnte sie allerdings nicht aufhalten. Er betraf nahezu alle Fakultäten und Institute, die Germanistik natürlich nicht ausgenommen. Hans Pyritz, der 1942 Nachfolger des verstorbenen Julius Petersen wurde, und Ulrich Pretzel (Habilitation in der älteren Abteilung) waren mit Beginn des Wintersemesters 1944/45 zum Militär eingezogen. Franz Koch, der zeitweilige geschäftsführende Direktor des Germanischen Seminars, schloss bereits im Laufe des Februar 1945 seine Vorlesung über die Literatur der Aufklärung, um "als Volkssturmmann die letzten Kämpfe"⁴⁵ in Berlin-Charlottenburg auszufechten.

Bekanntermaßen ist mit dem 8. Mai alles ganz anders gekommen. Knapp zwei Monate später, am 30. Juni, schrieb Koch einen längeren Brief an den klassischen Philologen Johannes Stroux, den Präsidenten der Preußischen Akademie der Wissenschaften, in dem die veränderte Lage, in die er sich plötzlich versetzt sah, plastisch geschildert wird. Immerhin ist von Selbstmordgedanken die Rede, die ihn befallen hätten, als ihm der kommissarische Rektor der Berliner Universität, der Pädagoge und Philosoph Eduard Spranger die mögliche Entlassung mitgeteilt habe. Seitdem – so Koch weiter – habe er keine Illusionen mehr, "denn wenn mich schon die eigenen Kollegen ans Messer liefern, dann wird die entscheidende Behörde nicht die Operation noch lange hinauszögern."⁴⁶ Doch ein Lächeln freilich habe er sich bei dem Gedanken nicht versagen können, "dass mancher der nunmehr so abrückenden Kollegen mir einst, ohne dass ich es verlangt oder erwartet oder geschätzt hätte, nicht genug versichern konnte, wie sehr er mit dem Nationalsozialismus sympathisiere, ja sich im Grunde von einem Parteigenossen in nichts unterschiede."⁴⁷ Diesen Sätzen folgt dann eine lange Passage persönlicher Rechtfertigung von der Art, dass seine wissenschaftlichen Arbeiten nicht den Nationalsozialismus zur geistigen Grundlage

⁴⁴ Protokoll der Fakultätssitzung am 1. 3. 1945, in: UA der HU, Philosophische Fakultät, Dekanat, Sitzungsberichte, Bd. 20 (November 1941-März 1945), 42/1, Bl. 94.

⁴⁵ Brief von Franz Koch an Johannes Stroux vom 30. 6. 1945, in: Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. Akademiearchiv. Bestand Akademieleitung, Personalia Nr. 237, Personalakte

Franz Koch.

⁴⁶ Ebd.

⁴⁷ Ebd.

gehabt hätten, dass er sich innerhalb der NSDAP immer als ein oppositionelles Element (...) empfunden habe und dass er nicht als "Aktivist" der nationalsozialistischen Bewegung bezeichnet werden könne, da er niemals ein Amt bekleidet habe, weil er frei von parteipolitischen Bindungen sein wollte.⁴⁸ All dies konnte jedoch nicht verhindern, dass Koch (wie alle anderen Mitglieder der NSDAP auch) auf Befehl der Sowjetischen Militäradministration zum 31. 12. 1945 aus dem Universitätsdienst entlassen wurde.

Dieser sehr knapp geschilderte Vorgang scheint auf den ersten Blick der These zu widersprechen, dass das Ende von Krieg und NS-Diktatur zwar eine politische Zäsur, nicht aber einen wissenschaftsgeschichtlichen Einschnitt darstellte, wie Wilhelm Voßkamp postuliert hat.⁴⁹ Denn zumindest Franz Koch gehörte zu den (wenn auch wenigen) Ordinarien des Faches, denen aufgrund ihrer politischen und wissenschaftlichen Haltung im Nationalsozialismus die Rückkehr an die Universität *auf Dauer* versperrt geblieben ist. Ähnlich erging es Ernst Bertram in Köln, Herbert Cysarz in München, Friedrich Neumann in Göttingen, Karl Justus Obenauer in Bonn, Hermann Pongs in Göttingen oder Josef Nadler in Wien, wobei zu beachten ist, dass sie alle bis spätestens Anfang der 1960er Jahre ordentlich emeritiert worden sind. Diese Beispiele könnten die Schlussfolgerung nahe legen, dass der am Exempel der Berliner Germanistik skizzierte Prozess der „Entnazifizierung“ erfolgreich begonnen und zu Ende gebracht worden ist, lag doch der Sinn dieses Prozesses gerade darin, einen grundlegenden Wandel in Richtung auf die Durchsetzung demokratischer Hochschulreformen herbeizuführen, was die konsequente Trennung von jenen Wissenschaftlern voraussetzen sollte, die eng mit der nationalsozialistischen Ideologie und Wissenschaftspolitik verbunden waren. Die Vorgänge um die Entlassung Kochs und anderer beinhalten jedoch einige gravierende Widersprüche, die wohl auch den Keim für das Scheitern des gesamten Projekts der "Entnazifizierung" in sich trugen. Wie die Verfahrensweise an der Berliner Universität zeigt, gab es keinerlei inhaltlich-politische Auseinandersetzungen mit der Verstrickung der Fachvertreter in Politik und Ideologie des NS. Und ein wichtiger Aspekt kommt hinzu. Koch sah sich unmittelbar „Anklägern“ aus dem Kreise seiner ehemaligen Mitkollegen gegenüber, denen er nicht ohne Berechtigung das moralische Recht zum Urteilsspruch absprach. Der Werdegang von Eduard Spranger z. B. lässt ihn zwar über jeden Verdacht erhaben erscheinen, ein Parteigänger der Nazis gewesen zu sein, von einer konsequent antinazistischen Haltung kann man bei ihm aber nicht reden. Außerdem hat die von ihm nach 1945 vorgenommene Differenzierung zwischen Nationalsozialismus einerseits und Hitlerismus andererseits nicht minder zu einer Relativierung des Problemfeldes notwendiger Debatten über die faschistische Vergangenheit beigetragen. „Solche mehrdeutigen und deshalb mißverständlichen Interpretationen machten die Distanzierung vom NS-Regime leicht, und Spranger konnte sich dabei der gleichen Argumente bedienen, mit denen er 1932 die von ihm vorausgesehene Diktatur

⁴⁸ Vgl. Ebd.

⁴⁹ Wilhelm Voßkamp spricht von der „Doppelheit von wissenschaftsgeschichtlicher Kontinuität und politischer Diskontinuität auch für das Jahr 1945“. Wilhelm Voßkamp, „Literaturwissenschaft als Geisteswissenschaft. Thesen zur Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg“, in: *Die sogenannten Geisteswissenschaften: Innenansichten*, hg. von Wolfgang Prinz u. Peter Weingart, Frankfurt/M. 1990, 242.

(...) domestizieren wollte.“⁵⁰ Somit fiel es auch Koch nicht schwer, Spranger den Spiegel vorzuhalten und ihn an dessen Artikel „März 1933“ in der Zeitschrift „Die Erziehung“ zu erinnern, in dem Spranger nicht nur den Willen zur Volkwerdung als den „positiven Kern der nationalsozialistischen Bewegung“ bezeichnet hatte, sondern (in der Tat) auch ausrief, den Krieg als „die Notwendigkeit eines zweiten Aufbruches zur Verteidigung aus der gespannten Weltlage heraus vorfühlen“⁵¹ zu müssen.

Johannes Stroux, der zweite Widerpart Kochs von offizieller Seite und spätere Rektor der Universität, hatte sich offenbar mehr aufs Taktieren als auf prinzipielle Auseinandersetzungen verlegt. Und dafür wird er alle Gründe gehabt haben, denn es dürfte Koch noch im Bewusstsein gewesen sein, dass Stroux zu den Wenigen gehörte, die anlässlich seines Abganges als Dekan der Philosophischen Fakultät im Juli 1940 zu ihm hielten. In einem undatierten Brief ließ Stroux ihn wissen: „Ich war stolz mich unter solcher Leitung der Fakultät als Gefolgsmann zu fühlen und wollte mich - nehmen Sie es nicht als Vorwitz - mit meinem zustimmenden Dank für Ihre Führung melden.“⁵² Koch wusste möglicherweise auch, dass Stroux der NSDAP nicht gerade illoyal gegenüberstand. In einem Bericht des „Hauptamtes Wissenschaft“ im „Amt Rosenberg“ vom 2. April 1943 heißt es, Stroux habe sich „frühzeitig und energisch zur NSDAP gestellt und seine Kinder in HJ. und BDM. eintreten lassen.“⁵³

Diese Vorgänge spiegeln neben den von Koch namhaft gemachten Verwerfungen im kollegialen Gefüge zugleich ein Verhaltensmuster, das sich aus den „Entnazifizierungsverfahren“ auch ablesen lässt. Unter der Oberfläche des Prozedere von schriftlichen Stellungnahmen zur eigenen politischen Vergangenheit und dem Ausfüllen von Fragenbogen, von Rechtfertigungen verschiedenster Art, dem Wirken „alter Seilschaften“ und der Taktik des Hinhaltens sowie der Aufspaltung der scientific community in „Täter“, „Mitläufer“ und „Opfer“ wucherte (im Sinne des Geltendmachens von Selbstbehauptungsstrategien⁵⁴ von Einzelnen oder Gruppen) ein mehr oder weniger starker Opportunismus im Verhalten derer, die vor 1945 durchaus im gleichen Boot saßen. Die Beibehaltung der alten Universitäts- und Fachstrukturen mit der Übermacht der Ordinarien tat ein Übriges. Und hinzu kommt, dass die ersten Versuche der Erneuerung der Universität aus sich selbst heraus im Zusammenhang mit dem Wirken des sog. „Leitenden Ausschusses des Amtes für Wissenschaften beim Magistrat Berlin“ vor allem an der zögerlichen Haltung der Fakultäten gescheitert sind.

⁵⁰ Peter Dudek, „Kontinuität und Wandel. Wissenschaftliche Pädagogik im Nachkriegsdeutschland“, in: *Wissenschaft im geteilten Deutschland. Restauration oder Neubeginn nach 1945?*, hg. von Walter H. Pehle u. Peter Sillem, Frankfurt/M. 1992 (im Weiteren: *Wissenschaft im geteilten Deutschland*), 68.

⁵¹ Eduard Spranger, „März 1933“, in: *Die Erziehung* 8 (1933), Heft 7, 403f. Vgl. auch Sprangers Hohelied auf die deutschen Hochschulen als „Erziehungsstätten der zum Führertum berufenen Jugend unseres Volkes“. Ders., „Aufbruch und Umbruch“, in: *Die Erziehung* 8 (1933), Heft 9, 529-533.

⁵² Brief von Johannes Stroux an Franz Koch. (o. D.), in: ASI, 3/8793/90 - B. II, 2.76/V.

⁵³ Bericht des Hauptamtes Wissenschaft vom 2. 4. 1943 und Fernschreiben des NSD-Dozentenbundes an die Dienststelle des Reichsleiters Rosenberg vom 8. 4. 1943, in: BArch, NS 15 / 239, Bl. 220 u. 226. Zum Wirken von Stroux in den Jahren nach 1945 vgl. auch: Karl Strobel, „Geisteswissenschaften und Ideologie. Fallbeispiel Altertumswissenschaft: SBZ und DDR“, in: Ders. (Hg.), *Die deutsche Universität im 20. Jahrhunderts. Die Entwicklung einer Institution zwischen Tradition, Autonomie, historischen und sozialen Rahmenbedingungen*, Vierow b. Greifswald 1994, 182f.

⁵⁴ Vgl. Petra Boden, „Universitätsgermanistik in der SBZ/DDR. Personal- und Berufungspolitik 1945-1958“, in: *Zeitschrift für Germanistik N. F.* 5 (1995), 377.

Wohl auch deshalb sind die Entnazifizierungsverfahren ab 1946 weitgehend den Alliierten überantwortet worden. Die Isolierung Franz Kochs von der disziplinären Gemeinschaft erwies sich folglich insofern als ambivalent, als sie einigen der Mitbeteiligten zusätzliche Entlastung verschaffte, indem sie in seiner Person quasi den Hauptschuldigen an der Verstrickung des Faches in die Politik und Ideologie des NS ausmachten, um sich selbst aus der Affäre ziehen zu können. In diesem Kontext gesehen, herrschte im Bereich personell-institutioneller Beziehungen und mentaler Befindlichkeiten mehr Kontinuität als Diskontinuität, denn solche Haltungen, die sich in Zeiten politischer Umbrüche und anstehenden Wissenschaftswandels offenbar zu wiederholen scheinen, hatten ja nicht wenig zur Durchsetzung der politischen Ziele des Nationalsozialismus auch an den Universitäten und Hochschulen in Deutschland nach 1933 beigetragen. Und gleichwohl schufen solche Haltungen jenen Untergrund mit, auf dem nicht nur Franz Koch in den Jahren nach 1950 insbesondere in Österreich seine „Opferrolle“ spielen konnte oder andere Ordinarien aus der NS-Zeit wieder in ihre alten professoralen Rechte eingesetzt wurden. Insgesamt hat es an den deutschen Hochschulen im Ergebnis der „Entnazifizierung“ ca. 4500 Entlassungen von Professoren, Dozenten und Mitarbeitern gegeben. Das waren etwa 30% des wissenschaftlichen Personals. An der Berliner Universität war dieser Prozentsatz höher. Im Zuge der sogenannten „schleichenden Wiedereinstellung“ sind davon erneut in den Universitätsdienst gelangt: 11% in der SBZ/DDR und 30 bis 45% in den Westzonen/BRD.⁵⁵ Unter den Germanisten sind die Zahlen der Wiedereinstellung noch etwas höher zu veranschlagen. Ein Ausdruck dafür ist zum Beispiel folgender: Wie bereits ausgeführt, erschien 1941 der von Franz Koch und Gerhard Fricke initiierte Sammelband "Von deutscher Art in Sprache und Dichtung". An diesem Unternehmen beteiligte sich fast die gesamte Prominenz der Ordinarien des Faches. Von den 43 Autoren konnten immerhin 29 in der Zeit nach 1945 ihre Lehrtätigkeit wieder aufnehmen, wobei zu berücksichtigen ist, dass weitere 6 bis unmittelbar nach 1945 verstarben und weitere 4 altersbedingt emeritiert wurden.

Im Vergleich damit nimmt demnach die Germanistik an der Berliner Universität eine gewisse Sonderstellung ein. Kein einziger der Professoren, die vor 1945 im Amt waren, erhielt die Möglichkeit, weiter lehren zu dürfen⁵⁶, womit zugleich die Chance gegeben war, im Zuge der "Säuberung" der Universität vom faschistischen Ungeist alle germanistischen Professuren mit fachlich ausgewiesenen, politisch unbelasteten und relativ jungen Wissenschaftlern neu zu besetzen, wie es mit Hermann Kunisch, Werner Simon und Wilhelm Wißmann geschah.⁵⁷ Dies spricht gleichermaßen für Diskontinuität. Jedoch wird bei genauerem Hinsehen erkennbar, dass sich dieses Mo-

⁵⁵ Vgl. Mitchell G. Ash, „Verordnete Umbrüche - Konstruierte Kontinuitäten. Zur Entnazifizierung von Wissenschaftlern und Wissenschaften nach 1945“, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 43 (1995), 903-924. Vgl. auch: Ders., „Wissenschaftswandel in Zeiten politischer Umwälzungen: Entwicklungen, Verwicklungen, Abwicklungen“, in: *BTM Internationale Zeitschrift für Geschichte und Ethik der Naturwissenschaft, Technik und Medizin* 3 (1995), 1-22.

⁵⁶ Das betraf wegen Mitgliedschaft in der NSDAP neben Franz Koch auch Hans Pyritz, Hans Knudsen (Prof. für Theaterwissenschaft) und Gerhard Cordes (Prof. für niederdeutsche Philologie). Julius Schwietering, obgleich nicht Mitglied der NSDAP, hatte sich gar nicht erst nach Berlin zurückgemeldet, sondern war an die Universität in Frankfurt/M. gegangen.

⁵⁷ Vgl. Petra Boden, „Universitätsgermanistik in der SBZ/DDR. Personal- und Berufungspolitik 1945-1958“, in: *Zeitschrift für Germanistik N. F.* 5 (1995), 376f.

ment zunächst nur auf spezifische Seiten der institutionellen und personellen Ebene beziehen lässt. Denn die Nachfolger der in der Germanistik Entlassenen verhielten insofern auch wissenschaftliche Kontinuität, als sie die Tradition der sogenannten Berliner philologischen Schule nahezu bruchlos fortsetzten. Kunisch, Simon und Wißmann waren Schüler Arthur Hübners, der von 1927 bis zu seinem Tode 1938 am Berliner Seminar die ältere Germanistik vertrat und führend an dem Akademie-Projekt des von den Brüdern Grimm begonnenen „Deutschen Wörterbuchs“ beteiligt war, an dem alle drei mitgearbeitet hatten. Auch dies sicherte vorerst Kontinuität im Fach. Und dieser Sachverhalt spiegelt etwas von dem wider, was Pierre Bourdieu mit dem Unterschied von Kapital- und Machtformen als relevante Indikatoren im intellektuellen Milieu beschreibt: das Kapital an wissenschaftlichem Prestige und intellektueller Prominenz, an universitärer und wissenschaftlicher Macht und nicht zuletzt die Zugehörigkeit zu einer bestimmten wissenschaftlichen Schule.⁵⁸

Erste gravierende Symptome eines wirklichen Wandels im Sozialsystem der Germanistik machten sich im Zuge der Spaltung Berlins und des einsetzenden Kalten Krieges bemerkbar, als das Wissenschaftssystem in Berlin wie in der SBZ insgesamt zunehmend nach dem Vorbild des sowjetischen Modells umprofiliert wurde. Als Reaktion darauf verließ Hermann Kunisch 1948 das Germanische Seminar und ging ein Jahr später als Ordinarius an die Freie Universität in West-Berlin. Hans Pyritz erhielt 1947 ein Ordinariat an der Universität Hamburg, wohin schon bald der „Rest“ der „Berliner Schule“ fast komplett wechseln sollte: Ulrich Pretzel, ebenfalls Mitarbeiter am „Deutschen Wörterbuch“, ging gleich nach Kriegsende nach Hamburg, Werner Simon folgte ihm 1953.⁵⁹ Wilhelm Wißmann wechselte im selben Jahr an die Universität München. Der von der SED und den Hochschulbehörden der späteren DDR forcierte Austausch der alten akademischen Eliten war etwa Ende der 50er, Anfang der 60er Jahre weitgehend abgeschlossen.⁶⁰

Von der „Renovierung eines alten Gebäudes“

Was nun das Problem des Wissenschaftswandels auf der Ebene der Theorie- und Konzeptentwicklung angeht, auf das abschließend noch eingegangen werden soll, so lassen sich zunächst analoge Prozesse beobachten wie auf der institutionell-personalen Ebene. Dass unmittelbar nach Wiedereröffnung der Berliner Universität 1946 die neu ins Lehramt Gerückten das institutionelle Kapital aus der Zeit vor 1945 zumindest für die nächste Zukunft sichern konnten, zeigt nicht nur die Fortführung ihrer Forschungsarbeit am „Deutschen Wörterbuch“, sondern auch ein Blick in die von

⁵⁸ Vgl. Pierre Bourdieu, *Homo academicus*, Frankfurt/M. 1992, 88f. Vgl. auch: Petra Boden, „Universitätsgermanistik in der SBZ/DDR. Personal- und Berufungspolitik 1945-1958“, in: *Zeitschrift für Germanistik N. F.* 5 (1995), 375.

⁵⁹ Vgl. Christa Hempel-Küter u. Hans-Harald Müller, „Zur Neukonstituierung der neueren deutschen Literaturwissenschaft an der Universität Hamburg nach 1945“, in: *Zeitenwechsel. Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945*, hg. von Wilfried Barner u. Christoph König, Frankfurt/M. 1996, 19-34.

⁶⁰ Vgl. Petra Boden, „Universitätsgermanistik in der SBZ/DDR. Personalpolitik und struktureller Wandel 1945-1958“, in: *Deutsche Literaturwissenschaft 1945-1965. Fallstudien zu Institutionen, Diskursen, Personen*, hg. von Petra Boden u. Rainer Rosenberg, Berlin 1997, 119-149.

ihnen angebotenen Themen von Lehrveranstaltungen z. B. im Wintersemester 1946/47. Wißmann behandelte die Eddalieder und gab eine Einführung ins Althochdeutsche, Simon führte ins Mittelhochdeutsche ein und erteilte Übungen zum Stil des mittelhochdeutschen Epos sowie zum Frühneuhochdeutschen, während sich Kunisch Eckhart von Hochheim widmete.⁶¹ Im Vergleich dazu fanden im Wintersemester 1944/45 Übungen zum Gotischen, zum Alt- und Mittelhochdeutschen bei Schwietering und Pretzel statt. Koch gab Übungen zu Lessing, und Pyritz stellte Goethes „Dichtung und Wahrheit“ in den Mittelpunkt.⁶² Man gewinnt also den zwingenden Eindruck, dass die Nachfolger im Amt ihre Vorlesungen und Seminare dort fortsetzten, wo ihre Vorgänger im Mai 1945 aufgehört hatten. Für einen grundlegenden Wissenschaftswandel spricht dies jedenfalls nicht, und dieser Befund lässt sich generell in Hinsicht auf die wissenschaftliche Konzeptionsbildung im Fach auch an den anderen deutschen Universitäten formulieren⁶³, wenngleich es an der Berliner Universität nicht zuletzt unter den besonderen wissenschaftspolitischen Bedingungen in der SBZ bereits in jenen Jahren Ansätze zu einem radikalen Bruch mit Wissenschaftstraditionen gegeben hat, die den Widerstand der etablierten Fachvertreter herausforderten. Das betraf sowohl die strukturelle Neuordnung der Ausbildung der Studenten auch in den Philologien nach sowjetischem Muster, die zu heftigen Kontroversen in der Fakultät führte⁶⁴, als auch der sich gegen Ende der 40er Jahre immer deutlicher abzeichnende Umbruch in den methodologischen Grundlagen des Faches im Sinne der Theorien des Marxismus-Leninismus und der Wissenschaftspolitik der SED. Die wissenschaftsinternen Anstöße dazu kamen in Berlin nicht aus der Germanistik selbst, sondern aus der Pädagogik, und zwar aus dem Umkreis der Lehrveranstaltungen Wilhelm Heises, auf dessen Initiative sich ein sogenannter "literatursoziologischer Arbeitskreis" mit jungen Studenten der Germanistik, Anglistik, Philosophie, Geschichtswissenschaft und Pädagogik im Studienjahr 1947/48 am Germanischen Seminar etablierte. Hier wurde erstmals versucht, die Verbindung von Literatur, Kultur, Ideologie und Geschichte zu debattieren und auf der Grundlage des Studiums der Schriften von Georg Lukács zu einer marxistischen Fundierung des Literaturstudiums zu gelangen. Ähnliche Bemühungen einer fachübergreifenden und maßgeblich an der Soziologie orientierten Erneuerung der Literaturbetrachtung gab es an der Universität Leipzig unter dem Einfluss von Hans Mayer. Mit der Übersetzung und Veröffentlichung der Reden Shdanows, des Mitglieds der Parteiführung der KPdSU und vehementen Verfechter der ästhetischen Doktrinen des sozialistischen Realismus als Hauptmethode des Kunstschaffens, ab 1950 in der DDR und mit dem Beginn des von Kulturpolitikern der SED ins Werk gesetzten Kampfes gegen den Formalismus und die sog. „bürgerliche Dekadenz“ in den Künsten wurde jedoch

⁶¹ Ausführlicher dazu: Elisabeth Stoye-Balk, „Antifaschistisch-demokratische Umgestaltung am Germanischen Seminar (1945-1949)“, in: *100 Jahre Germanisches Seminar*, 851.

⁶² Vgl. Vorlesungsverzeichnis der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, Wintersemester 1944/45 sowie Universität Berlin, Personal- und Vorlesungsverzeichnis, Wintersemester 1946/47. Vgl. auch: Hans J. Hahn, „Kahlschlag und Dschungel in der deutschen Germanistik nach 1945“, in: *German Life and Letters* 43 (1990), 257-259.

⁶³ Vgl. Klaus R. Scherpe, „Die Renovierung eines alten Gebäudes. Westdeutsche Literaturwissenschaft 1945-1950“, in: *Wissenschaft im geteilten Deutschland*, 149-163.

⁶⁴ Vgl. Herbert Jacob, „Brücken und Brüche. Erinnerungen an die Berliner Germanistik der Jahre 1944-1948, in: *100 Jahre Germanisches Seminar*, 846.

schon bald deutlich, dass sich die marxistische Fundierung der Literaturwissenschaft zunehmend auf eine dogmatische Linie verengte.⁶⁵

Dass dieser Prozess nicht auf die Gegenliebe der großen Mehrheit jener Professoren stieß, die ihre wissenschaftliche Sozialisation in der Germanistik vor 1945 erfahren hatte, wird nicht verwundern. Die politische Auseinandersetzung mit der Rolle ihres Faches in der Zeit des NS war ihnen genauso suspekt wie die Suche nach einer soziologischen oder sozialgeschichtlichen Orientierung der Literaturbetrachtung. Ihnen ging es weit mehr um die Ausrichtung der Bildungsfunktion der Wissenschaften am Geist. Dies lässt sich zum Beispiel an der Einleitung zu der Vorlesung von Hermann Kunisch, die er 1948 unter dem Titel „Geist und Wahrheit“ vor seinen Studenten hielt, ablesen. Es heißt mit Bezug auf die abendländische Tradition: „Dabei aber verstehen wir unter Wissenschaft eine Bildung und Formung aus den Kräften des Geistes, eine Bildung, die es als ihre Aufgabe ansieht, das im Menschen angelegte Gleichnis und Bild Gottes zur vollen Ausgestaltung und Wirksamkeit zu bringen.“⁶⁶ Die Orientierung auf den politikfreien Raum von Wissenschaft wie auf die Autonomie der Dichtung als Gegenstand der Fachdisziplin dominierte im Prozess der Neuformulierung von Methoden und Theorien der Forschung in den Westzonen wie auch der späteren BRD bis weit in die 1960er Jahre. Dabei handelte es sich wohl eher um einen Prozess der Reformulierung von Forschungsansätzen aus der Zeit von vor 1933. Wenn zum Beispiel Karl Viëtor in seinem programmatischen Aufsatz von 1945 „Deutsche Literaturgeschichte als Geistesgeschichte“ fordert, die Literaturgeschichtsschreibung durch die Interpretation zu ersetzen und sich auf die ästhetischen Phänomene in Absehung von ihren politischen, sozialen oder kulturellen Kontexten zu konzentrieren⁶⁷, so ist dieser Appell an die Fachkollegen eigentlich nichts anderes als der Versuch einer Wiedergeburt der traditionellen geistesgeschichtlichen Synthesen und Hermeneutik-Konzepte der 1910er und 1920er Jahre. Erste systematisierte Reflexionen zur Methodenlehre im Sinne programmatischer Überlegungen zu den Perspektiven des Faches sind auf dem Germanistentag in München 1950 formuliert worden, wo sehr viel vom Wesen der Dichtung, von der germanistischen Literaturforschung als Dichtungswissenschaft, von der Dichtung als Wortkunstwerk oder (im Stile der Existenzphilosophie Martin Heideggers)⁶⁸ von der „Seinsdurchleuchtung“ der Dichtung die Rede war. Um diese Begriffe und Wortwendungen kreisten jene Methoden, die in den folgenden Jahren das Fach bestimmen sollten: Werkimmanenz, Dichtungsmorphologie und Formgeschichte, die in Forschung und Lehre vor allem an den Werken der längst schon klassisch gesprochenen Autoren vor allem des 18. und 19. Jahrhunderts Anwendung fanden. Die Wortführer waren zumeist die „alte Professorengarde“ von vor 1945, zumal auch die ins Exil getriebenen Germanistikprofessoren wenig Lust verspürten, nach 1945 an die deutschen Universitäten zurückzukeh-

⁶⁵ Vgl. Manfred Naumann, „Literaturwissenschaft nach 1945 in der Ostzone“, in: *Wissenschaft im geteilten Deutschland*, 168f. Vgl. auch: Rainer Rosenberg, „Zur Begründung der marxistischen Literaturwissenschaft in der DDR“, in: *Deutsche Literaturwissenschaft 1945-1965. Fallstudien zu Institutionen, Diskursen, Personen*, hg. von Petra Boden u. Rainer Rosenberg, Berlin 1997, 203-240.

⁶⁶ Hermann Kunisch, „Geist und Wahrheit“, in: Ders., *Kleine Schriften*, Berlin 1968, 17.

⁶⁷ Vgl. Hans J. Hahn, „Kahlschlag und Dschungel in der deutschen Germanistik nach 1945“, in: *German Life and Letters* 43 (1990), 249.

⁶⁸ Vgl. Jost Hermand, *Geschichte der Germanistik*, Reinbek b. Hamburg 1994, 117.

ren, bzw. von hier nur in seltenen Fällen einen Ruf erhielten.⁶⁹ Diese Form des antimodernen Denkens, das übrigens nicht minder die marxistische Literaturwissenschaft in der frühen DDR mit der dezidierten Zentrierung des literarischen Erbes auf die Weimarer Klassik beherrscht hat, ist insofern auch Ausdruck von Kontinuität im Fach über das Jahr 1945 hinaus, als eine solche Grundüberzeugung in der deutschen akademischen Germanistik vor 1933 dominant war. Im Bezug auf den Prozess der Neuformulierung von Zielen und Inhalten des Faches Neuere deutsche Literaturwissenschaft auf der Ebene wissenschaftlicher Konzeptionsbildung in den Westzonen nach 1945 spricht Klaus R. Scherpe davon, dass man im Anschluss an die Metapher vom „Zusammenbruch“ Deutschlands im Jahre 1945 von einer „Art Altbausanierung des Wissenschaftsgebäudes der Germanistik“⁷⁰ im Unterschied zu einer Modernisierung reden sollte. Ihr Merkzeichen war vor allem, dass sich die westdeutsche Germanistik mit einem erstaunlichen Selbstbewusstsein „im Haus des dichterischen Seins“⁷¹ auf lange Zeit hin einzurichten begann und sich dort überaus geborgen fühlte. Und auch dieses Bild erinnert sehr stark an die Lage im Fach vor 1933, mit dessen geistesgeschichtlicher Grundlegung sich Walter Benjamin – leider erfolglos - auseinandergesetzt hatte, als er in der Studie „Literaturgeschichte und Literaturwissenschaft“ 1931 voller Sarkasmus schrieb: „So hat die Literaturgeschichte sich’s hier im Haus der Dichtung eingerichtet, weil aus der Position des ‚Schönen‘, der ‚Erlebniswerte‘, des ‚Ideellen‘ und ähnlicher Ochsenaugen in diesem Hause sich in der besten Deckung Feuer geben läßt.“⁷² Immerhin hat es von da ab noch mehr als dreißig Jahre gedauert, ehe im Zusammenhang mit der Studentenbewegung von 1968 dieses Haus – bezogen auf die Entwicklung der Germanistik in der BRD - grundlegend umgebaut worden ist.

⁶⁹ Nach Deutschland zurückgekehrt sind: Richard Alewyn, Johannes Klein, Wolfgang Liepe, Werner Milch, Walter Naumann und Werner Richter. Vgl. Marcus Gärtner, *Kontinuität und Wandel in der neueren deutschen Literaturwissenschaft nach 1945*, Bielefeld 1997, 44.

⁷⁰ Klaus R. Scherpe, „Die Renovierung eines alten Gebäudes. Westdeutsche Literaturwissenschaft 1945-1950“, in: *Wissenschaft im geteilten Deutschland*, 149.

⁷¹ Ebd., 163.

⁷² Walter Benjamin, „Literaturgeschichte und Literaturwissenschaft“, in: Ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. III, hg. von Hella Tiedemann-Bartels, Frankfurt/M. 1991, 287.